

## Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 80.

Mittwoch, den 5. Oktober 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltthätigkeit.] Wann die gemüthlichen Unterhaltungen der beiden Häuser in Berlin wieder beginnen, ist noch nicht ausgemacht. Einstweilen wird schon geplänkt, um zu sondiren, wie allenfalls die fortschrittlichen sich anlassen und ob sie, allerdings in letzter Zeit gründlich hinter's Ohr geschlagen, auch die Ohren hängen lassen und mit Herrn v. Bismarck sich zu vertragen gesonnen sind. Die ministerielle Presse schmeichelt sich auf Grund der Erfolge in der äußeren Politik Preußens, daß die Fortschrittlichen ein Einsehen haben und zur Bekehrung gelangt sein werden. Eitle Hoffnung! Dieselben haben sich in früherer Leidenschaft so verrannt, daß sie schon Schande halber noch weiter opponiren und so die freilich unleugbare Niederlage maskiren werden. Wir dürfen uns also bei nächster Kammeression darauf gefaßt machen, zu hören, wie die Siege gegen Dänemark vorzugsweise den Bemühungen der beiden „großen liberalen Parteien,“ wie sie sich bescheiden nennen, zu verdanken und wie also selbstverständlich auch die inneren Angelegenheiten in ihrem Sinn auszutragen und die Ministerische den Herren Sybel, Oneist, Schulze und Redegenossen anzutragen seien, damit Preußen wieder auf die Höhe der Zeit der neuen Aera trete, wo es auf „moralische Eroberungen“ ausging und sonst übrigens nichts mehr zu sagen hatte und selbst von den Großmächten nur noch beigezogen wurde, wenn die Sachen abgemacht und das Punktum darunter zu setzen war.

Als die Liberalen dann den Brei so verrührt hatten, daß sie ihn für sich und Andere ungenießbar fanden, ergriffen sie das Hasenpanier. Drob ist es etwas anders geworden, und die „Kreuzzeitung“ hält dem gegenwärtigen Regiment folgende Lobrede: „Wir haben erreicht, daß die Regierung überhaupt wieder angefangen hat zu regieren; wir haben erreicht, daß die Demokratie wiederum die starke Hand am Zügel fühlt; wir haben erreicht, daß die Masse der Bevölkerung die breite Aflust erkannt, welche das königliche Regiment von der gemüthlichen Anarchie der „neuen Aera“ trennt; wir haben erreicht, daß das außsässige Beamtenthum den Naden zu beugen beginnt, und je länger desto mehr zu der Ueberzeugung gelangt, den gegenwärtigen Zustand doch nicht

als ein bloßes Uebergangs-Stadium behandeln zu dürfen; wir haben erreicht, daß die Armee sich nach allen Seiten mit dem Bewußtsein ihrer Stellung und Aufgabe durchdrungen hat.“

Wenn auch der „Schlesischen“ bei diesem „erreicht“ das Leberlein überläuft, so ist doch soviel wahr, daß v. Bismarck wirkliche Erfolge errungen, während die liberale Partei ihre Regierungsunfähigkeit soweit dokumentirt hat, daß ferner wohl noch von einem konservativen oder demokratischen, aber schwerlich mehr von einem „altliberalen“ Ministerium die Rede sein wird. Das ist wenigstens für lange diskreditirt durch die Schuld der Altliberalen, die sich selbst den Stuhl vor die Thüre gesetzt, als sie allein ihr Parteiministerium zum Sturz brachten.

Die Franzosen treiben mit dem „geeinigten“ Italien ihren bitteren Spaß. Der „Constitutionnel“ ist der Hauptflausenmacher, indem er „die französische Regierung überrascht sein läßt durch die seit zwei Jahren in der Halbinsel sich kundgebenden glücklichen Veränderungen, durch die Befänstigung oder die Dämpfung der anarchischen Leidenschaften, durch den immer mehr sich geltend machenden Fortschritt der gemäßigten Ideen, was alles den Kaiser veranlaßt habe, um die Mittel zur Beendigung der Jedermann störenden und belästigenden Situation aufzufinden.“ Diese Mittel wären nun die Verlegung der piemontesischen Residenz nach Florenz, der Verzicht auf Rom, der Abzug der franzöf. Truppen von da nach zwei Jahren, wenn die Bedingungen es erlauben, event. französische Soldatenhilfe, wenn „der Fortschritt der gemäßigten Ideen“ etwa in die Brüche gehen sollte und im Hintergrunde ein großer turinischer Pump und Entwaffnung, damit der Frosch, der sich zu sehr gebläht, nicht plaze. So das Rezept Bonaparte's für Turin. Wird's ganz präparirt und eingenommen, so ist's mit dem „einigen Italien“ nichts; es fehlt ihm Rom und Venedig, wenn ihm bis zu zwei Jahren nicht noch viel anderes fehlt; wird aber die Medizin von dem Kranken nicht gebraucht, so bleibt Napoleon in Rom resp. Italien und König Erenmann geht im besten Fall nach Turin zurück, um daselbst vielleicht sein Jodlle vom „königlichen Privatmann“ zu verwirklichen.



Der Vertrag soll bei dem hl. Vater und den Cardinälen Senfation gemacht haben, so wissen's die Zeitungen. Kein wahres Wort! Der hl. Vater kennt den Nachfolger der allerchristlichen Könige, er kennt die piemontesische Perfidie und kennt die revolutionäre Meute. Wenn andere Dinge seine Ruhe nicht gestört, so schwerlich dieser Vertrag, den er einfach zurückweisen wird, weil er auch nicht einmal indirekt den geschehenen Kirchenraub bestätigen kann, wie er aus dem auf den geraubten Kirchenstaat zu übernehmenden Staatsschuldenantheil hergeleitet werden könnte. Der Papst wird sich also mit dem „Vertrage“ gar nicht befassen, sondern ihn dessen Urhebern überlassen und darf sich wohl vertrösten, daß, so lange ein Napoleon in Frankreich regiert, Piemont mit sammt der Revolutionsbande sich Rom nicht „einverleiben“ werden.

Während der Alte in Paris sich Lust und Ruhe und Aussicht auf Italien verschafft, macht die Kaiserin Eugenie in Schwalbach Volkseroberungen. „Der nächste Grund der rein persönlichen Vorliebe unserer Bevölkerung,“ schreibt man der „R. Ztg.,“ für die Kaiserin Eugenie beruht eben in ihrer Persönlichkeit und in ihrem taktvollen Benehmen. Ihre Einfachheit, das Zurückweisen jedes eitlen Pomps und Prunks, ihr leutseliges, ungezwungenes und offenes Benehmen, ein gewisser demokratischer oder wenigstens populärer Zug, der sich darin zeigt, daß sie der Masse der Bevölkerung Achtung und Aufmerksamkeits erweist, dagegen Prinzen im Vorzimmer warten läßt, und je nach Befund auch abweist; letzteres soll u. A. auch dem Prinzen Nikolaus von Nassau bei seinem ersten Besuch widerfahren sein — alles das gewinnt ihr die Herzen der Bevölkerung. Ein einfacher Bürger von Schwalbach sagte mir: „Ich habe ja hier im Bade schon so viele fürstliche und hohe Frauen gesehen, aber die waren nicht so; sie hatten alle etwas steifes, zurückhaltendes, gezwungenes gegenüber uns, dem Volk; es war, als wenn sie uns gegenüber noch Ritterhauben von Eisenblech mit heruntergeschlagenem Visir aufhätten, das sie nur zurückschlugen, wenn sie ganz unter sich wären; ihre Bewegungen und Worte in der Öffentlichkeit (wenn sie gegen Neigung und Gewohnheit sich öffentlich zeigen mußten) hatten etwas automatisches; man sah wohl, daß sie Gegenstand vorheriger Verathung mit dem Ceremonienmeister oder der Oberhofmeisterin waren; aber bei der Frau (der Kaiserin) ist das anders; sie ist zwar jeder Zoll eine Kaiserin, aber doch alles aufrichtige Gütte und frische volle Natur; man sieht ihr am Gesicht an, daß sie Leid und Freud des Lebens getragen hat, wie andere Menschen, und daß sie nicht glaubt, sie sei ein anderes Geschöpf Gottes als wir, ihre Mitmenschen, und diesen Irrglauben haben doch so manche andere, die so ungeheuer viel weniger sind, als die Kaiserin der Franzosen.“

In Frankreich sieht man recht, wie wiederholte Revolutionen ein Land demoralisiren. Die schrecklichsten Verbrechen an Leib und Leben, Hab und Gut, Sitte und Zucht mehrten sich in einigen Gegenden Frankreichs in so auffallender Weise, daß selbst die leichtsinnigen Franzosen darüber in Schreden gerathen. Nun sind, seit die Welt sieht, auch anderwärts und zu verschiedenen Zeiten arge Verbrechen

begangen worden; aber diese neuen französischen Uebelthäter zeichnen sich doch vor ihren Vorgängern in einer eigenthümlichen, gar nicht vortheilhaften Weise aus. Nicht allein, daß die Unthaten oft mit schonungsloser Grausamkeit und Gewalt verübt werden, daß in vielen Fällen dabei ein schauerlich zerrüttetes Familienleben sich kund thut, die Uebelthäter persönlich fangen an eine Rolle zu spielen, selbst vor Gericht und auf dem Schaffot, das ehrliche Christenmenschen darüber ein unbeschreibliches Grauen überkommen dürfte. Man meint, man sähe ein Stück aus einem höllischen Schauspiel. Wie kommen diese Franzosen zu einer solchen entsetzlichen Entartung? Woher diese eigenthümlich qualifisirten Verbrechen, dieser Pöbel von sittlicher Verkommenheit? Wir glauben gar nicht fehl zu greifen, wenn wir direct auf die schuldigen Erzieher hinweisen, auf diese Schmach- und Schmutz-Literatur in den französischen Romanen, auf diese frivole Theaterwirthschaft, die in den meisten Fällen gar kein göttliches und menschliches Sittengesetz zu kennen scheint, die das Verbrechen vergoldet und den Verbrecher gleichsam nur als Helden aufzuführen weiß. Es ist nur zu verwundern, daß nach solchen Volkserziehungsmitteln die Unthaten im wirklichen Leben nicht noch mehr um sich gegriffen. Doch ja, im Staate Frankreich sind gar viele Dinge faul bis auf den Grund, und keine kaiserliche Gloire vermag diese Fäulniß zu ersticken. Kehren wir Deutsche doch um's Himmelstwillen den französischen Romanichund aus unsern Häusern, zum Lande heraus, damit nicht auch Deutsche auf dem Schaffot noch Romanhelden spielen zum Entsetzen für alle ehrlichen Leute.

Wie bekannt, werden mit allerlei Mitteln auch Deutsche für den amerikanischen Kriegsdienst geworben und giebt's leider immer solche, welche sich verführen und unermesslich unglücklich machen lassen. Die Deutschen haben schon lange die Gewohnheit, sich für ganz fremde Interessen die Knochen zerschneiden zu lassen; was Wunder, wenn sie dieser Liebhaberei in Amerika treu bleiben. Aus dem Süden Amerika's schreibt nun eine Dame zur Warnung: „Vom 1. Mai bis 27. Mai sind 70,000 Menschen auf dem Schlachtfelde getödtet worden, ohne die Verwundeten, die aus Mangel an Pflege sterben und weil sie wegen ihrer ungeheuren Menge in den Spitälern nicht aufgenommen werden können, verbluten müssen. Die armen Deutschen, die noch kein Wort englisch sprechen können, verlassen das schöne Deutschland; voller Hoffnung und Vergnügen laufen sie in den Hafen von New-York ein, und kaum haben sie nach der mühseligen Seereise den Boden betreten, so werden sie betrunken gemacht und in diesem Zustande fortgeschleppt. Haben sie ihren Rausch ausgeschlafen, so befinden sie sich auf einem Kriegsschiffe oder im Lager, wo sie bereits auf Kriegsfuß behandelt werden. So werden sie gegen den Süden geführt, wo man nicht einmal Kanonen gegen sie brauchen muß, denn das heiße Klima richtet sie schaaarenweise zu Grunde. In dieser furchtbaren Hitze müssen sie mandmal acht Tage in der Wildniß marschiren, ohne einen Trunk Wasser, ohne sich selbst gegen Bezahlung einen Mundvoll Essen verschaffen zu können. Da müssen natürlich



die armen Deutschen zusammenschmelzen; wie Viele sterben unter der Last der Strapazen und nie und nimmer wird ihr Name noch einmal genannt. Nur in Deutschland wird der Sohn oder der Bruder beklagt, der so gar nichts von sich hören läßt. — O deutsche Mütter, wo ist Euer Muttergefüh! Eueren armen Söhne rufen Euern Namen noch im letzten Hauche ihres Lebens, wenn die plägende Bombe ihnen die Glieder vom Leibe reißt und die Kugel ihre Brust durchbohrt! Ihr Schwestern in Deutschland, warum laßt Ihr Eure Brüder ein solches Loos wählen! Habet Ihr nichts zu essen, so verhungert lieber zu Hause, als daß Ihr hierher kommt, um vor Hunger und Durst zu Grunde zu gehen, oder Euch im Kugelregen die Glieder vom Körper reißen zu lassen, hierher, wo man Halbtodte und Ganztodte in ein Loch wirft; denn wer kann sich mit halbtodten Menschen aufhalten, wenn der Feind in der Nähe ist? Die armen Leute sprechen noch halblaut deutsche Worte, aber Niemand versteht sie. — Ein junger hier ansässiger Deutscher, der mit seiner Kompanie nach Florida mußte und glücklich wieder zurückkehrte, erzählte uns, daß sie nach der Schlacht, nachdem der Feind retirirt war, auf das Schlachtfeld gingen, um zu sehen, ob dort noch lebende unglückliche Deutsche anzutreffen wären, — ich kann nicht mehr weiter schreiben, ach Gott, meine Hand zittert; — unsere Leute riefen laut: „Wir sind Deutsche, habt Ihr etwas zu sagen, oder können wir etwas für Euch thun?“ Aber, liebe Eltern, keine Feder kann niederschreiben, was hier vorging. Die im Todeskampf Liegenden wandten den letzten Blick dahin, woher die Stimme kam, ein Sterbender sagte: „Gebt mir einen Trunk Wasser, und dann sterbe ich, nehmet meine goldene Uhr und mein Geld aus der Tasche und machet guten Gebrauch davon, ich sterbe.“ Das war sein letztes Wort. Ein Anderer sagte: „Lege meinen verstümmelten Körper gut zusammen, gib mir Wasser und laß mich sterben; dort liegt mein Bruder, sieh, ob er schon todt ist!“ Der war schon kalt und steif. Wieder Andere beneideten das Glück ihrer Kameraden, die auf der Stelle todt waren, während sie noch stundenlang in dieser Qual leben mußten! So geht es auf den Schlachtfeldern zu.“

Daraus lerne man das: „Bleib' daheim und nähre dich redlich.“ In Deutschland kann noch Jeder leben, der betet und arbeitet. Dazu geheiht hier noch die Gemüthlichkeit, die selbst in dem vergebens erwarteten Frühling, dem ausgebliebenen Sommer und dem durchgegangenen „schönen“ Herbst nicht gestorben, wie an folgenden poetischen Proben von getäuschten Touristen zu sehen, die in den „Bergen“ vergeblich auf gut Wetter harren. In Gmund, wo sich zahlreiche Gäste zur Sommerfrische einfanden, verewigte sich Einer also:

Hier im Städtchen Gmund  
Können sich die G'unden,  
Wenn sie nicht erfrier'n,  
Röstlich amüsir'n.

In dem Rigibuche prangt die heurige Saison mit folgenden Zeilen:

Ach schon vierzehn Tage lieg i  
Gingeregnet auf dem Rigi;

Eine Aussicht hab' ich täglich:

Meine Rechnung wächst unsäglich!

Ein Grobian schrieb in fast unleserlicher Handschrift, für den aber, der bei Regenwetter sich die Mühe nimmt, es zu entziffern, immerhin deutlich genug in dasselbe Buch:

Die Esel kommen und gehen;

Und bringen stets neuen Besuch;

Die Esel gehen und stehen

Dann hinterher im Buch.

Einer, der während der Genfer Unruhen in jener Stadt war und, wie es scheint, einen gewaltigen Schreden ausgestanden hat, verewigte sich dort mit den Worten:

Hier in Genf

Kam ich in einen schönen Genf.

Heider war es kein Kremser —

Hier mach' ich nie mehr einen Bremser!

Rührend ist auch die Klage, welche ein abgewiesener Liebhaber in einem Fremdenbuch der Alpenwelt aushaucht. Der Arme ist gewiß ein Handlungsreisender, der einen Naturabsicht in die Alpen gemacht hat. Er schreibt:

Ach was ist die Schweiz,

Karoline, gegen Deinen Reiz!

Dein harter Vater in Winkel,

Versagt Dich mir aus purem Dünkel.

Unter diese wehmüthig hingehauchte, unendlich rührende Klage schrieb ein hartherziger Spötter:

Der alte Vater in Winkel,

Der handelt ganz brav;

Man gibt kein junges Hinkel\*)

Zur Gattin einem Schai!

Auf dem Inselfberg in Thüringen, allwo in dem auf dem Berge liegenden Hause vier deutsche Vaterländer zusammenstoßen, trug sich ein Wigbold mit folgenden Zeilen ein:

Kopf in Koburg, Händ' in Hessen,

Fuß' in Weimar, war kein Zwerg, —

Also schläft man nach dem Essen

Abends auf dem Inselfberg.

## Nordländer als Friedensunterhändler beim Präsidenten Davis.

(Zur Charakteristik der Gesinnung der kriegsführenden Parteien.)

Die September-Nummer des „Atlantic Monthly“ giebt neben einer anziehenden Schilderung der etwas abenteuerlichen Fahrt, welche Oberst Jaques und Herr J. R. Gilmore im verfloßenen Juli nach Richmond machten, eine nicht minder interessante Darstellung der Zusammenkunft, welche diesen freiwilligen Friedensunterhändlern von dem Präsidenten der Südstaaten, Jefferson Davis, gewährt wurde. Gilmore selbst hat die Geschichte dieser Reise geschrieben, und es ist durchaus kein Grund vorhanden, an der Treue seines Berichtes zu zweifeln. Die Audienz bei dem Präsidenten, welche im Regierungsgebäude stattfand, schildert er folgendermaßen: „Neben dem Staatsmini-

\*) Hinkel, rheinisch, für Huhn.



ster Benjamin sah ein hagerer Mann mit spitzigen Zügen, mit eisengrauem Haar und Bart und mit lebhaften klaren grauen Augen. Seine breite massige Stirn und Mund und Kinn verriethen große Willens- und Thatkraft. Das Gesicht war abgemagert, hatte jedoch einen angenehmen Ausdruck. Er streckte uns die Hand entgegen und begrüßte uns in freundlichstem Tone: „Ich bin erfreut, Sie zu sehen, meine Herren. Willkommen in Richmond.“ Und dieses war der Mann, welcher unter Franklin Pierce Vice-Präsident der Vereinigten Staaten war und jetzt das Herz, die Seele und das Gehirn der südstaatlichen Conföderation ist. Seine Zuvorkommenheit benahm mir jede Scheu, der Oberst würde von einem solchen Gefühle nichts verspürt haben, wäre er auch vor Cäsar hingetreten, und ich erwiderte: „Wir danken Ihnen, Herr Davis. Sie werden nicht häufig Leute von unsern Prinzipien in Richmond antreffen.“ „Nicht häufig, nicht so häufig, als ich wünschen möchte, und ich hoffe, Ihre Herüberkunft wird zu einem belebteren und freundschaftlicheren Verkehr zwischen Norden und Süden führen,“ antwortete er.

„Wir hoffen dasselbe aus vollem Herzen.“

„Herr Benjamin sagte mir, Sie hätten mich zu sehen gewünscht, um —“ hier pausete er, als ob er von uns die Beendigung des Satzes erwartete. Der Oberst versetzte: „Ja wohl, in der Hoffnung, von Ihnen ein Mittel zu erfahren, wie dem Kriege ein Ende gemacht werden könne. Unser Volk wünscht Frieden, und Ihr Volk hegt denselben Wunsch, wie dies auch kürzlich in Ihrem Congresse ausgesprochen worden ist. Wir sind hierher gekommen, um zu fragen, wie ein Friedensschluß möglich ist.“

„Auf sehr einfache Weise. Zieht Eure Armeen aus unserem Gebiete zurück und der Friede wird von selbst kommen. Wir trachten nicht darnach, Euch zu unterjochen. Wir führen keinen Angriffskrieg, außer in soweit ein Vertheidigungskrieg auch zuweilen offensiv werden muß. Laßt uns in Ruhe und der Friede wird über Nacht da sein.“

„Aber wir können Sie nicht in Ruhe lassen, so lange Sie von der Union nichts wissen wollen. Die Union ist die einzige Sache, welche das Volk des Nordens nicht aufgeben will.“

„Ich weiß. Ihr wollt uns das nicht zugestehen, was Ihr für Euch selbst in Anspruch nehmt: das Recht der Selbstregierung.“

„Nein, mein Herr,“ bemerkte ich, „wir wollen Ihnen kein natürliches Recht absprechen, aber wir halten die Union für ein wesentliches Erforderniß zum Frieden, und, Herr Davis, können zwei Völker von derselben Sprache, getrennt nur durch eine imaginäre Grenzlinie, in Frieden neben einander wohnen? Würden nicht beständig Zwistigkeiten entstehen und unaufhörlicher Krieg die Folge sein?“

„Ohne Zweifel, in dieser Generation. Ihr habt im Süden eine solche Saat der Bitterkeit gesät, einen solchen Ozean von Blut zwischen die beiden Theile des früher vereinigten Landes gelegt, daß ich an einer vollständigen Harmonie verzweifle, wenigstens für die nächsten Jahre. Unsere Kinder mögen diesen Krieg vergessen können, wir können es nicht.“

„Ich glaube, die Bitterkeit, von der Sie sprechen,“ sagte der Oberst, „existirt in der Wirklichkeit nicht. Wir müssen hier als

Freunde sprechen; unsere Soldaten fraternisiren mit einander, wenn sie sich treffen; und ich habe die Gewißheit, daß, wenn die Union wiederhergestellt würde, ein freundschaftlicheres Gefühl zwischen uns entspringen wird, als es je bevor obgewaltet hat. Der Krieg hat uns besser und selbst kennen gelehrt und uns gegenseitigen Respekt eingeblöht. Das ist die Ansicht sehr vieler Leute des Südens; ich habe es von Vielen gehört, von Euren hervorragendsten Bürgern.“

„Diese Leute sind im Irrthum,“ erwiderte Herr Davis, „verstehen die öffentliche Meinung und Stimmung nicht. Wir können wir ein anderes Gefühl, als das der Bitterkeit gegen Leute hegen, die uns unsere Rechte absprechen wollen? Wenn Sie in mein Haus eindringen und mich hinaustreiben, bin ich dann nicht Ihr natürlicher Feind?“

„Sie wählen da ein zu starkes Beispiel. Aber wir können doch nicht ewig kämpfen, der Krieg muß einmal zu Ende gehen. Können wir uns nicht verständigen und diesem furchtbaren Gemekel Einhalt thun? Wir sind Christen, die einen wie die andern, Herr Davis. Können Sie als Christ irgend ein Mittel untersucht lassen, welches zum Frieden leiten könnte?“

„Nein, ich kann es nicht. Ich sehne mich nach Frieden so gut wie Sie. Ich beklage das Blutvergießen so aufrichtig als Sie; aber ich fühle, daß an meiner Hand kein Tropfen von all dem Blute klebt, welches in diesem Kriege vergossen worden ist, und mit diesem Bewußtsein kann ich vor Gott hintreten. Ich habe Alles gethan, um den Krieg abzuwenden. Ich sah ihn kommen und zwölf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet, um ihm vorzubeugen, aber ich war es nicht im Stand. Der Norden war wahnsinnig und verblendet; er wollte uns keine Selbstregierung zugestehen und so kam der Krieg, und muß nun weiter rasen, bis der letzte Mann dieser Generation auf dem Schlachtfelde hingestreckt liegt und seine Kinder seine Missethe in die Hand nehmen und seine Schlachten schlagen, bis Ihr uns das Recht der Selbstregierung zugesteht. Wir kämpfen nicht für die Sklaverei, wir kämpfen für unsere Unabhängigkeit, und die oder Vernichtung wollen wir.“

„Und zum wenigsten vier und eine halbe Million von uns sind noch am Leben, so daß Euch noch eine anständige Arbeit übrig bleibt,“ sagte Herr Benjamin mit entschiedenem Hohn.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein dunkles Haus in Berlin.

Das Haus zum guten Hirten von G. Rasch.

(Fortsetzung.)

Das milde und ruhige Lächeln slog wieder über die sanften Züge der Klosterfrau. „Ja, ja,“ sagte sie mit dem heitern Ton, den ihre Stimme immer hatte, „wir stehen früh auf.“

„Um sechs Uhr?“

„Früher.“

„Um fünf Uhr?“

„O, oft noch früher. Aber wollen Sie nun das Misl und das Kloster sehen? Gehen Sie wieder hinaus, und kommen Sie an die kleine Thür, welche Sie wohl neben der Pforte bemerkt



haben. Ich werde Ihnen die Thüre gleich öffnen. Die Pförtnerin ist gerade abwesend."

Die Klosterfrau erhob sich. Der schwarze Vorhang rauschte an der andern Seite des Gitters nieder. Ich ging hinaus.

Die kleine Thür in dem Bretterzaun, der das Haus von dem offenen Gartenraume trennt, öffnete sich von innen. Ich trat ein. Ein kleiner freier Platz mit einigen Rasenstreifen und Bäumen umgab das Haus von dieser Seite. Vor mir stand die Oberin des Hauses zum guten Hirten. Ein großer schwarzer Hund von Neufundländerasse sprang mir bellend entgegen. „Er zieht die Wäsche nach der Stadt, und ist so eben zurückgekommen,“ sagte die Klosterfrau, „er ist ein Geschenk von der Gräfin Nostitz.“

Das schöne Thier sprang an mir in die Höhe, legte mir die Vorderfüße auf die Schultern, und schaute mir mit seinen klugen Augen in's Gesicht. Es war nicht eher zu beruhigen, als bis eine Laienschwester aus der Klosterpforte kam und ihm in einem irdenen Napf sein Abendessen vorsetzte.

„Ich werde Ihnen nun zuerst unsere Kinder zeigen,“ sagte die Klosterfrau, „später die Büsserinnen. Sehen Sie, das Haus ist durch einen Zwischenraum in zwei Theile getheilt; links wohnen die Kinder, rechts die Büsserinnen. Beide kommen nie zusammen; sie sind immer von einander getrennt.“

Ueber den großen Platz gingen wir nach dem Hause mit den geblendeten Scheiben und den weißverhangenen Fenstern. Eine bequeme Treppe führte in den ersten Stock. Auf dem Vorplatz desselben stand ein großer Schrank. Alles war höchst sauber und reinlich. Der Schrank enthielt die Wäsche der im Hause befindlichen Kinder. Die Klosterfrau öffnete denselben und zog ein Schubfach nach dem andern hervor. Jedes Kind hatte ein besonderes Fach und in diesem Fach lag sämmtliche zu mehreren Anzügen nöthige Wäsche in größter Reinlichkeit und Ordnung neben einander. Schwerlich war die Kleidung der verkommenen und verwahrlosten Proletarietkinder, welche hier eine Aufnahme gefunden hatten, jemals in diesem Zustande gewesen. Der Schrank wurde wieder verschlossen, und wir traten in die gegenüberliegende Thüre, die einzige, welche sich auf dem Vorplatz öffnete.

Lange werde ich den Anblick nicht vergessen, der sich mir hier plötzlich bot. Wir standen in einem hohen, großen Gemach. Die meisten Fenstervorhänge waren zurückgeschoben, die Fenster geöffnet, und in dem ganzen, höchst sauber gehaltenen Raume athmete frische Herbstluft und goldenes Sonnenlicht. Ein Duzend kleiner Bänke nahm die eine Hälfte des Zimmers ein. Ihnen gegenüber stand ein erhöhter Sitz von braunem Holz, der Platz der Lehrerin. Ein Muttergottesbild war mit frischen, duftenden Herbstblumen geschmückt. Auf den Bänken saßen einige dreißig Mädchen, Kinder von vier bis zu dreizehn Jahren, alle in demselben blauen Kattunanzuge, weißen und bunten Brusttüchern. Die kleinen Hände waren mit Nähen von Wäsche und Bettzeug beschäftigt. Die Anzüge der Kinder waren äußerst sauber, die Halstücher von blendender Weiße, das Haar sorgsam gekämmt, geschüttelt und geflochten. In keiner reichen und vornehmen Erziehungsanstalt habe ich jemals so sauber und reinlich aussehende Kinder bemerkt. Und wie blickten alle diese Kinderaugen und so heiter und fröhlich an! Der Nachmittags-

sonnenschein und die frische Frühlingsluft, welche durch die offenen Fenster in das hohe, weite Gemach strömten, schienen sich in diesen frischen und heitern Gesichtern zu spiegeln, welche die goldene Sonne und den blauen Himmel anlächelten.

Vor der ersten Bank stand eine Schwester des Hauses zum guten Hirten, die Lehrerin der Kinder, ein Buch in der Hand, aus dem sie ihnen vorgelesen hatte. Sie war in derselben Tracht, wie die Oberin, eine hohe und schlanke Gestalt. Ein Gewand von weißer Wolle wurde von einer blau und weiß gestreiften Schnur zusammengehalten, der Kopf war mit dem schwarzen Schleier verhüllt, welcher auf das schneeweiße Leinentuch herabsiel, das Brust und Hals umschloß. Die Oberin stellte mich der Schwester des Hauses vor, und sie fragte mich lächelnd und heiter: „Nun, und wie gefallen Ihnen unsere Kinder? Sehen sie nicht gesund und fröhlich aus?“

Ich ließ von Neuem meinen Blick über die Zöglinge schweifen; ich mußte gestehen, ich sah nur fröhliche und heitere Gesichter. Die Kinder waren sämmtlich aufgestanden und blickten den Besuch aus neugierigen Augen an. Die Lehrerin forderte einige von ihnen auf, vorzutreten, und ihre Arbeit zu zeigen. Die einzelnen Stücke waren mit großer Sauberkeit genäht. Kinder von noch sehr zartem Alter legten Sachen vor, welche der Geschicklichkeit erwachsener, junger Mädchen Ehre gemacht haben würden. Lächelnd sagte die Oberin, als mich die Lehrerin auf einige schwieriger anzufertigende Säume aufmerksam machte: „Ach, das versteht der Herr ja doch nicht, komm doch mal her, kleine Elise.“

Ein Kind von ungefähr sechs Jahren trat von der ersten Bank zu der Oberin heran und schleppte den Zipfel eines großen Bettuches hinter sich her, welches es zu säumen im Begriff stand.

„Ja, ja,“ sagte die Klosterfrau, „gestern war die kleine Elise sehr unzufrieden.“

Das Kind, eine hübsche Blondine, mit großen, blauen Augen, schaute fröhlich zu der Oberin auf, immer den Zipfel ihres Bettuches ihr zur Beschäftigung haltend.

„Es ist recht gut so, mein Kind, ich bin ganz mit Dir zufrieden, Du bist ein artiges, kleines Mädchen geworden, und bist so fleißig,“ sagte lächelnd die Klosterfrau und streichelte dem Kinde das kleine, fröhlich aussehende Gesichtchen, „aber Du warst gestern mit mir nicht zufrieden.“

Das Kind erröthete verlegen und schleppte das schwere Bettuch wieder an seinen Platz.

„Es mußte gestern Abend noch schleunig einige bestellte Arbeit vollendet werden, und ich fragte die Kinder, weil die Stunden zur Arbeit vorüber waren, wer von ihnen die Näherei übernehmen wollte? Sie meldeten sich sämmtlich. Ich suchte unter ihnen die größten aus, und die kleine Elise, weil sie die jüngste ist, erhielt keine Arbeit. Da fing sie an zu weinen und konnte erst dann beruhigt werden, als ich ihr versprach, daß sie heute das große, blaugestreifte Bettuch säumen sollte, womit Sie sie jetzt beschäftigt sehen. Sehen Sie das Kind einmal an,“ fuhr sie dann in französischer Sprache fort, „es ist erst acht Tage hier; es war ein ganz verkommenes Proletarietkind, von der Straße aufgefunden, schmutzig und in Lumpen; nicht wahr, es sieht doch jetzt anders aus?“



Erstaunt betrachtete ich das hübsche Kind mit seinem so sorgsam gescheitelten Haar, in seinem reinlichen, blauen Kleidchen, wie es so eifrig wieder mit dem Säumen des großen, blaugestreiften Bettlücks beschäftigt war. Es war ein Bild kindlicher Anmuth und Heiterkeit.

„Aber, Kinder, jetzt hört einmal zu und antwortet mir, ich werde euch um etwas fragen, was thut ihr noch lieber als arbeiten? Singt ihr gern?“

„Ja, sehr gern,“ riefen sämmtliche Kinder.

„So, ja das wußte ich. Aber betet ihr auch gern?“

„Ja,“ war wieder dieselbe einstimmige Antwort.

„Aber ich weiß doch noch etwas Anderes, was euch viel Vergnügen macht,“ fuhr die Klosterfrau dann mit fröhlichem Tone fort, „nicht wahr, ihr spielt auch gern?“

„Ja, ja, spielen. Wir spielen gern,“ riefen die Kinder, und jedes legte in Gedanken an das Spiel für einen Moment die Arbeit aus den Händen.

„Und essen?“

„Ja, essen, essen ist schön,“ tönte von allen Seiten die Antwort.

„Aber schlafen, das Schlafen liebt ihr wohl gar nicht?“

Da lachten sämmtliche Kinder, und sicherten mit einander, und Eins rief um das Andere: „Ja wir schlafen auch sehr gern. Schlafen ist schön, sehr schön.“

„So, nun sollt ihr auch singen, weil ihr alle so artig und so fleißig seid. Lassen Sie die Kleinen einmal singen, meine Schwester,“ wandte sich die Oberin zu der andern Klosterfrau, „ich zeige dem Herrn währenddem die Schlafzimmer unserer Kinder.“

Wir gingen in das anstoßende Gemach. Es war noch geräumiger als das Arbeitszimmer: luftig, hoch und mit einer Reihe von Fenstern zu beiden Seiten, welche sämmtlich geöffnet waren und die frische Herbstluft einströmen ließen. Einige dreißig eiserne, kleine Betten waren in der Mitte des Saales neben einander aufgestellt, jedes weiß und mit frischen Leinen überzogen. Auch hier herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung. Kein Stäubchen war auf dem Fußboden zu erblicken. Die Betten sahen aus, als wenn sie so eben frisch überzogen wären. In der einen Ecke des Saales befand sich ein mit einem hölzernen Gitterwerk abgeschlossener Raum. „Dort schläft die Schwester,“ sagte die Oberin, als sie sah, daß ich meine Blicke in jene Ecke wandte, „welche während der Nacht bei den Kindern bleibt. Wir lassen die Kinder nie allein. Die Schwester geht erst dann zu Bett, wenn sämmtliche Kinder zu Bett sind. Jedes Kind hält sich sein Bett selbst in Ordnung, wie Sie es hier sehen. Um halb zehn Uhr nach dem Abendgebet wird schlafen gegangen. Zu Abend gegessen wird um halb neun, von sieben Uhr bis halb neun spielen die Kinder dort auf dem Hofe, in den Sie hier durch das Fenster hinaussehen. Von halb zehn, nach dem Abendgebet, beginnt das große Stillschweigen; es darf dann nicht mehr gesprochen werden.“

Die Thüre zu dem Arbeitszimmer stand offen. Nun begannen die Kinder ihren Gesang. Ein Ave Maria, von einigen dreißig frischen Kinderstimmen gesungen, während die volle, schöne Sopranstimme der Schwester hineintönte, klang zu mir herüber. Noch nie hat das Ave Maria auf mich einen solchen

Eindruck gemacht, als wie ich es hier von den reinen, schönen Stimmen der Kinder singen hörte. Die Töne schienen auf den Sonnenstrahlen zu schweben, welche durch die Fenster in das Gemach fielen, und die weißen Betten mit goldenen Reflexen überstrahlten. Unwillkürlich ergriff mich ein Gefühl von Andacht und Wehmuth. Was waren das für Kinder, welche hier das Ave Maria sangen! Sie waren im Glend und in tiefster Armuth geboren, das Elster und die Schande hatten an ihrer Wiege gestanden, der Hunger war mit ihnen zu Bett gegangen und die Noth hatte sie mit der Morgensonne angeschaut. Ihre Eltern hatten sie in den Schmutz der Straße geworfen, um zu betteln, um Abends Schwefelhölzer und einige halbvertrocknete Blumen zu verkaufen, und hungernd und frierend batten sie auf den Treppen und Fluren der Bierhäuser und Tanzkneipen oder auf den kalten Pflastersteinen an den Straßenecken gelegen, die Vorübergehenden um einen Dreier anbettelnd. Und wenn sie nach Hause kamen, müde, hungrig, erfroren, beschmutzt durch die Räder der neben ihnen hinrollenden Wagen, in denen die reichen und glücklichen Leute in die Theater, auf die Bälle und in ihre Gesellschaftsalons fuhren, um Champagner zu trinken, Musik zu hören, Austern zu essen und ihre Brillanten und neuesten Toiletten zu zeigen, dann empfing sie zu Hause wieder die Noth und die Kälte — und der Stock, falls ihre Schwefelhölzer und Blumen keine Käufer gefunden, oder mit leidiger Herzen ihnen nicht einige Groschen geschenkt hatten. So wurden sie groß, ohne Erziehung, ohne Religion, ohne Kenntnisse; nur die Natur war mitleidig gegen sie; trotz des Hungers und der Noth wurden sie schön, ihre Gestalten wuchsen jugendlich üppig heran, in ihren Augen glühte das Feuer von siebenzehn Mädchenjahren und brannte und loderte in Lebenslust und Begierde nach den Genüssen, welche täglich an ihnen vorüberzogen in seidenen Kleidern und glänzenden Wagen. Die Schönheit ist das verderblichste Geschenk, welches die Natur einem Proletariermädchen geben kann; an der Hand der Schönheit steht die Schande mit allen ihren schrecklichen Schwestern — und die Schande war ihre Zukunft. Da erschien mir die Klosterfrau, welche neben mir stand, in ihrem ärmlichen, weißwollenen Gewande, das silberne Herz auf ihrer edlen Brust, in der ein warmes Herz für das Glend und die Armuth schlug, ein wirkliches Menschenherz voll Liebe, Glaube und Demuth, voll Aufopferung und Güte, groß und erhaben, wie eine Heilige; sie hatte alle diese verlassen Kinder auf der Straße aufgezogen und war ihnen eine Mutter geworden, ihre Schicksal und ihre Zukunft. In leisen Tönen verhallte der Gesang. Ich schwieg, in meine Gedanken versunken. Da unterbrach mich die Stimme der Klosterfrau. „Gewiß gefällt Ihnen der Gesang unserer Kinder nicht,“ sagte sie heiter, „aber ich kann nicht dafür, die Schwester, welche sie unterrichtet, versteht selbst nicht viel vom Gesang, und wir Andern singen alle gar nicht. Aber kommen Sie, wir wollen jetzt zu den Büsserinnen gehen.“

„Nein, gnädige Frau, das ist es nicht, woran ich denke. Der Gesang der Kinder war sehr schön. Ich dachte an die Zukunft der armen Kinder, wenn sie nicht in Ihrem Hause und Sie nicht Ihre Mutter wären!“



„Wissen Sie,“ erwiderte lächelnd die Klosterfrau, „ich wünsche, die preussische Regierung, welche unseren Bemühungen alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legt, hätte dieselbe Anschauung; aber gehen wir.“

Durch das Arbeitszimmer der Kinder gelangten wir wieder auf den Flur und stiegen die Treppe hinab, um von draußen in die andere Hälfte des Hauses zu kommen, welche, wie ich schon erwähnte, durch eine Zwischenmauer in zwei, ganz von einander getrennte Räume geschieden war. Das Arbeitszimmer der Bästinnen befand sich auch hier im ersten Stock. Es war nicht so groß, wie der Saal, in dem sich die verwahrlosten Kinder aufhielten. Die Einrichtung war dieselbe. Eine Klosterfrau war auch hier zur Beaufsichtigung anwesend. Sechzehn junge Mädchen, alle im Alter von einigen zwanzig Jahren waren mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Sie saßen neben und hinter einander. Die Stühle hatten eine sehr sinnreiche Vorrichtung, indem der Sitz derselben zu öffnen war, und sich in dem Kasten des Sitzes alle Utensilien befanden, welche jede von ihnen zu der Handarbeit, mit der sie sich beschäftigte, brauchte, während die Nähterei an der Lehne des modernen Stuhles besorgt werden konnte. Auch hier herrschte in der Kleidung der Mädchen, sowie in der ganzen Einrichtung des Zimmers die größte Ordnung und Sauberkeit. Wenige von ihnen waren hübsch; auf manchen Gesichtern waren die Spuren des früheren Lebens nicht zu erkennen, aber alle trugen den Stempel der Gesundheit, Frische und Heiterkeit. Wer nicht wußte, wo er sich befand, konnte nicht ahnen, welche Stürme noch vor Kurzem im Herzen dieser armen Geschöpfe getobt und ihr Lebensglück für immer geknickt hatten. Nichts erinnerte hier an die Vergangenheit. Liebe, Freundlichkeit, Wohlwollen war an die Stelle der Rohheit und Gemeinheit getreten, worin diese Armen ihre Mädchenjahre, welche bei den Kindern reicher und vornehmer Leute so heiter und fröhlich verlaufen, zugebracht hatten. Soll ich die Lebens- und Lebensgeschichte der Einzelnen erzählen? Sie ist fast immer dieselbe. Sie beginnt mit der Armuth und mit dem natürlichen Wunsche des Menschenherzens, zu leben und zu genießen, sie geht einen rauhen Pfad, welcher durch die Schande, durch den Schmutz des Lebens, durch das Krankenhaus und durch das Gefängniß führt. Es ist ein Pfad voll Thränen und Kummer, bis die Gewohnheit die Scham erstickt und die Thränen vermischt und getrocknet hat. Dann tritt die Rohheit und die Gemeinheit an die Stelle der Reue und der Thränen, und das Herz sinkt immer tiefer in den Sumpf dieses jammervollen Lebens, um darin zu erstickern und zu sterben. Und soll man deshalb dieses Herz verachten und zertreten? Und diese Frauen hier im Hause zum guten Hirten haben es sich zu ihrem Lebenszwecke gemacht, die Verbrechen unserer modernen Gesellschaft an diesen armen Proletariermädchen wieder gut zu machen. Es ist wahrlich eine schwere Aufgabe, von einem Menschenherzen den Schmutz eines zwanzigjährigen Lebens, in Schande, Rohheit und Elend zugebracht, abzuwaschen und es mit Liebe zu den Menschen zu erfüllen, welche es hart und grausam in den Staub getreten haben!

„Waren Sie heute zufrieden mit unseren Kindern, meine Schwester?“ fragte die Oberin die im Zimmer anwesende Klosterfrau.

„Ich habe keinen Tadel, meine Mutter, ich war mit Allen zufrieden,“ erwiderte die Klosterfrau.

Ich sah die Mädchen an. Auf ihren Zügen las ich, wie wohl ihnen das Lob that. Ich konnte mich nicht enthalten, die Oberin zu fragen: „Aber welche Strafen wenden Sie gegen Ihre Zöglinge an, wenn sie nicht gehorchen und Ihnen Recht zur Unzufriedenheit geben. Schlagen Sie? oder haben Sie ein Gefängniß?“

Die Oberin blickte mich voll und groß an. „Ich wundere mich immer,“ sagte sie, „wenn man mich nach den Strafen fragt. Warum fragen Sie mich nicht, wie ich sie belohne, wenn ich mit ihnen zufrieden bin?“

Ich schwieg. Die große Wahrheit, welche in dieser Antwort lag, hatte mich stumm gemacht. Noch nie hatte mir dies Jemand geantwortet. Und doch war in diesen wenigen und einfachen Worten das eigentliche und wahre Princip der ganzen Erziehung enthalten.

„Für eine Klosterfrau,“ fuhr die Oberin wieder fort, „schickt sich der Gebrauch des Stockes nicht. Und glauben Sie mir, ich bin mit der Liebe und mit der Religion immer ausgekommen. Wenn ein Mädchen gar nicht zu bessern ist, wenn sie durchaus sich nicht fügen will, nun, dann muß sie gehen. Ihr Wille öffnet ihr sofort die kleine Thüre in dem Bretterzaun, durch welche sie eingetreten ist. Aber der Fall ist noch nicht vorgekommen.“

(Schluß folgt.)

## Vermischte Nachrichten.

**Breslau.** (Schulsahe.) Wie man hört, haben die katholischen Bürger, welche bei hiesigem Magistrat die Errichtung einer kathol. Realschule neben zwei faktisch protestantischen, welche nächst mehreren desfallsigen protestant. Gymnasien und höheren Töchterschulen aus dem von allen und nicht bloß protestant. Stadtbewohnern gefüllten Stadtsäckel unterhalten werden, voriges Jahr beantragten, noch bis heut keine Antwort erhalten, geschweige daß Magistrat die Angelegenheit dem Stadtverordneten-Kollegium vorgelegt und etwas irgendwie der Sache Förderliches hätte ahnen lassen. Magistrat läßt's also bezüglich der Breslauer übelberathenen Parität im höhern Unterrichtswesen noch möglichst beim Alten, d. h. die kathol. Bürgerschaft zahlt nach wie vor Steuern in den Stadtsäckel und diese werden sehr wesentlich für protestantische höhere Unterrichts- und Kirchszwecke in Ausgabe gebracht, während aus derselben Kasse für die gleichen katholischen Zwecke so gut wie nichts geschieht. Dabei sind noch letztlich die „städtischen“ kathol. Elementarschulen, welche mancherseits durch die kathol. Pfarrschulen zu vermehren in außerordentlich zu verwundernder Weise angestrebt wird, noch mehr als dies früher war, unter protestantische Leitung nach Ernennung eines städtischen protestant. Schulraths gestellt, der sogar die früher dem kathol. städtischen Schulinspektor zugestandene Ueberweisung der kathol. Armen Schüler in die betreffenden Schulen in seine Hand genommen. Natürlich kann alles dies nur beitragen, wie auch ein Blick nach Baden und Baiern, um die rothigen Aussichten zu vergolden, welche mit der Ueberlieferung der Pfarrschulen an die Stadt hie und da verknüpft werden.



Unsereins freilich meint noch immer, „überliefert“ sei zuweilen gleichbedeutend mit „geliefert.“ Drum vorgelesen. Denn vorgelesen und nachbedacht — hat manchen in groß Leid gebracht!

**Breslau.** (Preussische Wille.) In einem der Kirchmann'schen Briefe aus Italien, welche die „Bresl. Zeitg.“ unlängst veröffentlichte, findet sich folgende komische Episode, die der Reisende auf Capri mit einem Eingeborenen der Insel erlebte: Als er hörte, daß ich aus Preußen sei, wurde er stutzig und bemerkte nach einigem Zögern, es sei mir wohl angenehm, daß ich hier in Italien mich der Kleider bedienen könne, die ich anhatte. Ich verstand seine Worte nicht, und erst nach wiederholten Fragen erkannte ich, daß mein Wirth voraussetzte, daß in Preußen alle Menschen nackt, und nur mit einem Fell umgürtet, einhergingen. Er hatte von Preußen in seinem Leben nichts gehört und gesehen, als das preussische Wappen bei dem preussischen Generalkonsul in Neapel, das von den bekannten Schildhaltern in heraldischer Weise von beiden Seiten gehalten wird. Er hatte ihre, seiner Annahme allerdings entsprechende Kleidung für die Nationaltracht in Preußen gehalten, und es bedurfte wiederholter Versicherungen, um ihn von seinem Wahne zurückzubringen.

**Oesterreich.** (Am Friedhof um Mitternacht.) Ein wegen ihrer besonderen Courage bekannte Kellnerin in der Nähe von Gaisfeld wettete kürzlich mit einigen Wirthshausgästen, daß sie um Mitternacht in der Geisterstunde vom Friedhof ein bestimmtes Grabkreuz holen und in's Wirthshaus bringen, dann aber wieder zurücktragen wolle. Sie that's, bringt richtig das Kreuz daher, die Wette war so gut wie gewonnen; nur hätte sie das Kreuz noch zurücktragen sollen. Auch das geschieht noch zur selben Mitternachtsstunde und sie steckt das Kreuz wieder in die frühere Oeffnung hinein, aber offenbar schon mit einem gewissen Grauen. Ein Gast, der ihr unbemerkt nachgeschlichen ist, sieht, wie sie schnell wieder davonlaufen will, aber sie kann nicht, es ist so, als ob sie eine Hand aus dem Grabe beim Gewand festhalten würde. Ihm wird selbst angst und bang, er geht in's Wirthshaus zurück, um aber wegen seiner Häslichkeit nicht ausgelacht zu werden, erzählt er nur, daß die Kellnerin ihre Sache ganz ordentlich gemacht habe. Die Person kommt aber sehr lang nicht zurück, die Gäste warten eine halbe Stunde nach der anderen, endlich machen sich alle auf und gehen auf den Friedhof. Da finden sie die Kellnerin auf der Erde hingestreckt — todt; ihr Kleid war in das Grab wie hineingezogen, denn sie hat beim Einsetzen des Kreuzes das lange Kleid unbedachterweise daran gespießt. Der Schreck, als sie nicht fort konnte, hatte sie um's Leben gebracht.

**Amerika.** Auf einem Hügel, welcher die Ebene von Atlanta beherrscht und die der Unions-General Sherman besetzt hält, schlug am 13. August der Blitz nicht weniger als fünfmal in die Lagerzelte des 18. Missouri-Regiments und warf jedesmal eine große Anzahl Soldaten zu Boden; 18 Soldaten waren augenblicklich todt und gegen 30 schwer verwundet. In ähnlicher Weise litten auch andere Regimenter. Fast sämtliche Pferde wurden erschlagen. Man schreibt diese furchtbare Erscheinung dem Umstand zu, daß auf verhältnißmäßig engem Raume über 100 Kanonen und 60,000 Gewehre im Freien standen.

## Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Bertha Winkler, Hr. Rittergutbes. Hr. Affig, Breslau; Frä. Ida Semprecht, Hr. K. Schneider, Seferstorf; Frä. Martha Stenzel, Hr. Joh. Harnos, Schönjohnsdorf; Frä. Clara Webrig, Hr. Cand. phil. Tanzmann, Slawenitz. Gestorben. Verw. Lehrer Hof. Kahl, Riemberg; Comm. D. Zeppler, Breslau; Ksm. Franz Knittel, Langenbielau.

Leopold Wenzel's Schüler ersuchen wir hierdurch ergebenst, die eingesammelten Beiträge für das Grab-Monument bis zum 12. Oktober spätestens einzusenden. Am 15. Oktober werden die Bestellung ausführen. Die Einweihung findet Sonntag den 13. November, Nachmittags 3 Uhr statt.

Breslau, den 2. Oktober 1864. Battig. Steuer.

## Geschäfts-Verlegung!

Unsere Eisen-, Stahl-, Kurzwaaren und Werkzeug-Handlung

befindet sich jetzt Albrechtsstraße Nr. 39, gegenüber der Königlichen Bank.

Das diesem Geschäft geschenkte Vertrauen bitten wir auch auf's neue Lokal gütigst zu übertragen. Hochachtungsvoll

[277] Torde & Michael, vormals Adolph Wandelow.

Einer hochwürdigen Geistlichkeit empfehle ich mein Paramenten-Geschäft zur gütigen Beachtung, und erlaube mir die ganz ergebenste Bemerkung: daß nebst einer schönen Auswahl von fertigen Ornaten und Velum auch alle übrigen in dieser Fach schlagenden kirchlichen Artikel auf's Beste und Reell besorgt und gefertigt werden.

[279] Carl Montropfa, Glöckner und Paramentenverfertiger in Dypeln.

Ein Handlungs-Commis (Spezerist), der Polnisch und Deutsch spricht, kann empfohlen werden. Briefe franco Frank Scholz in Dypeln.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 33.

Breslauer Börse vom 3. Oktober 1864.

|                      |    |         |                      |        |          |
|----------------------|----|---------|----------------------|--------|----------|
| Freiw. Staatsanl.    | 4½ | —       | Schles. Pfandbr.     | 3½     | 91½ G.   |
| convert. v. 50 u. 52 | 4  | 96½ G.  | do. Rustital         | 4      | 100½ B.  |
| Preuß. Anl. 1853     | 4  | —       | Schles. neue Lit. A. | 4      | 99½ B.   |
| Preuß. Anl. 55.56    | 4½ | 101 G.  | do. Lit. B.          | 4      | —        |
| Preuß. Anl. v. 59    | 5  | 106½ B. | Schles. Lit. C.      | 4      | 100½ B.  |
| Präm.-Anl. 1855      | 3½ | 127½ B. | do. Lit. B. . .      | 3½     | —        |
| Staats-Schuldsch.    | 3½ | 88½ G.  | Schles. Rentenbr.    | 4      | 98½ G.   |
| Pföner Pfandbr.      | 3½ | —       | Pföner Rentenbr.     | 4      | 94½ G.   |
| do. do.              | 4  | —       | Oesterr. Nat.-Anl.   | 5      | 67½ bez. |
| do. neue             | 4  | 95 G.   | Oesterr. Banknoten   | 85½ G. | —        |

Getreide-Preise vom 3. Oktober 1864.

|           |                |     |               |             |       |
|-----------|----------------|-----|---------------|-------------|-------|
| W. Weizen | Schl. 62-68-73 | Eq. | Erbsen Schl.  | 52-58-64    | Eq.   |
| G. Weizen | 59-62-67       | —   | Kartoffeln    | Sack        | 22-26 |
| Roggen    | 38-40-42       | —   | Raps 150 Pfd. | 181-195-213 | —     |
| Gerste    | 39-41-42       | —   | Wint.-Rübsen  | 177-186-201 | —     |
| Hafer     | 22-28-32       | —   | Som.-Rübsen   | 150-170-180 | —     |

Kleesaat, rothe, ord. 12½ — 13½ Thlr., mittl. 14 — 14½ Thlr., feine 15 — 15½ Thlr.; weiße, ord. 12½ — 15 Thlr., mittl. 15½ bis 17 Thlr., feine 17½ — 18½ Thlr. per Centner.